

nehmen. Du brauchst Zerstreung, Unterhaltung; das vertreibt die dummen Gedanken. Wir werden schon machen. Ich will Dich mit einigen Balletteufen bekannt machen, Junge, daß Du alle Zierpuppen der Welt vergessen wirst! Und der arme Burche wurde ganz roth und sagte nur: „Mir gefällt keine in der Welt wie diese!“

„Bauernfeld hatte doch recht!“, sagte ein junger Literat, als die schöne Offiziersgattin in ihrer Erzählung einen Augenblick innehielt. „Er definierte die Liebe als die „Caprice auf Die!“

„Wenn man es recht bedenkt“, sagte die alte Generalin, so ist es für einen Mann wirklich leicht, sich über gewisse Dinge zu trösten. Der Vater war ein ganz geschickter Mann. Der Bruder war ein nicht minder geschickter Mann, ob er auch lockere Grundzüge zu haben schien. Und die Mutter? Erzählte die Warmherzige nichts von der Mutter?“

„Doch“, sagte die Dame und nahm ihre Geschichte wieder auf. „Die Mutter war, wie mit der Wärterin berichtet, ganz verzweifelt, als das Unglück geschah. Dann weinte sie mit dem Sohn und er mußte ihr Alles haarschein erzählen; wie es gekommen, daß er sich in die Spröde verliebte, wie sie ihn immer fester mit ihren Netzen umspann, um ihn dann zu verlocken. Sie regte den Kranken mit ihren Thränen und ihrer Entrüstung so auf, daß ihr die Wärterin wiederholt vorstellen mußte, sie gefährde das Leben ihres Sohnes. Und jeden Sturm schloß sie mit den Worten: „Gräme Dich nicht, mein Kind, sie war Deiner nicht werth!“

„Auch die Mutter hatte Recht!“ fiel hier die schöne Baronin ein.

„Genieß, sie hatten Alle recht“, fuhr die Erzählerin fort. „Aber dem armen Jungen war mit keiner ihrer Reden geholfen. Zum Glück war ein Schwesterchen da, sie kam zuletzt. „Es war ein junges Mädchen von vielleicht neunzehn bis zwanzig Jahren“, sagte mir die Warmherzige Schwester, „mit einem hübschen ganz unbedeutenden Gesichtchen. Nur wenn sie lächelte, so war's, als ringelten sich ein paar feine, kleine Schlingeln um ihren Mund, und in diesen anmuthigen Schlingellinien lag so viel Schmelerei, wie sich mit Worten gar nicht schildern läßt. Auch sie ließ sich Alles erzählen und besonders die Werbungsscene genau schildern. „Und sie hat Dich lachend zurückgewiesen“, fragte sie dann den Bruder. — „Ja.“

„Und dann gingst Du hin und wolltest Dich todtschießen?“ — „Ja.“

„Weißt Du, Hans“, sagte die Schwester, „das war recht thöricht von Dir. Das Mädel hat Dich recht lieb gehabt, ich bin davon überzeugt. Welches Mädel hätte einen hübschen Jungen, wie Du bist, nicht lieb? Und wenn ein solcher will, kann er sich immer seinen Schatz erringen.“ — „Aber sie hat mich doch zurückgewiesen!“ — „Das hat nichts zu sagen, das war eine Laune, ein Anfall von Mißmuth. Vielleicht hat ihr die Schneiderin gerade ein neues Kleid verborgen — vielleicht wurde ein Ball abgesetzt, auf dem sie glänzen wollte — vielleicht trug sie zu enge Schuhe — wer kann da wissen, welche dumme Ursache im Spiele war? Mein Gott, ein junges Mädchen kann bald etwas verstümmen. Und warum soll sie ihre Verehrer nicht ein Bißchen zappeln lassen? Warum soll sie gleich die Waffen strecken? Besonders wenn sie sieht, daß der Freier narkisch verbleibt und nicht von ihr lassen kann? Ich bin sicher, wenn Du eine Stunde später wieder angekratzt hättest, so würde sie ja gesagt haben!“

„Das Mädel war das Geschickteste unter Allen“, sagte die alte Generalin lachend. „Und was sagte der verliebte Jüngling auf ihre Rede?“

„Wie die Wärterin bemerkte, sprachte sein Gesicht vor Wonne. „Du glaubst, Schwesterchen, Du glaubst wirklich?“ rief er seelendernig. „Ja, ja“, erwiderte sie, „und tausendmal ja. Und sobald Du so weit gesehst bist, daß Du das Bett verlassen kannst, soll sie Dir's selber sagen, ich will sie herbringen!“

„Das war Arznei“, schloß die Warmherzige Schwester ihren Bericht. „Ehe eine Woche vergangen, war der junge Mann gesund und hatte das Bett verlassen. Ich konnte meiner Wege gehen. Als ich die Treppe hinunterstieg, kam gerade das Schwesterchen mit einem anderen jungen Mädchen herauf. Das zweite war so roth wie Blut und trug einen Strauß Rosen, und die Hand, die sie hielt, zitterte. Das mußte sie gewesen sein. Und richtig habe ich dieser Tage gehört, daß der junge Mann die Korbmacherin geheiratet hat.“

„Das war der Bericht der Warmherzigen Schwester.“

„Und dieser hat Sie so wunderbar getroffen?“ fragte die alte Generalin die Frau des Rittmeisters.

„Nein“, erwiderte die Dame, „das war es nicht. Ich muß sogar sagen, daß die Geschichte in meiner damaligen Stimmung einen unfreundlichen Ein-

druck auf mich machte. Es ist manchmal so beim Anblick fremden, wunderbaren Glückes, wenn wir vom Schmerze niedergebogen sind. Namentlich verdroß mich, ich weiß nicht, weshalb, der Strauß mit den Rosen. Und als meine Wärterin schwieg, sagte ich nur trübe: „Das ist ja ein ganzer Roman. Die Rosen duften wohl berauschend; doch wie schnell welken sie dahin!“

Da schien die Gestalt der armen Wärterin zu wachsen, sie erhob rasch den Kopf, ich sah, daß ihr Auge funkelte, wie im Zorn. Aber meine klägliche Erscheinung entwarfnete sie wohl. Sie senkte das Haupt auf die Brust und sagte milde: „Nun sind Sie wieder bei Ihren traurigen Gedanken; und ich wollte Sie erheitern! Ja, die Rosen welken, es ist wahr. Aber schickt der liebe Gott nicht immer neue? Sie können ja noch hoffen!... Denken Sie doch, daß manche Menschen um Sie leben, die alle Hoffnung begraben haben, lange, lange schon... Das ist das Schlimmste!“

Ich kann nicht sagen, wie mich diese Worte erschütterten. Sie richteten mich auch mit einem Male auf und boten mir Trost! Die Hoffnung, ja wohl! die zauberten die Worte der Warmherzigen wieder herbei. Im Ru überblickte ich das ganze traurige und zertrümmerte Leben der Armen. Wie groß stand ich doch ihr gegenüber da, die ich noch die Hoffnung hatte! Ich beugte mich weit vor, um noch tiefer in ihrem Auge zu lesen. Sie sah aber wieder im Schatten, und ich sah nur an der Bewegung ihrer Lippen, daß sie betete. Ihre abgemagerten Hände drehten den Rosenkranz.“

„Ja, das war ein Wunder des Trostes, das an Sie herangetreten ist“, sagte die alte Generalin. „Aber dieses Wunder ist nicht so selten, wie Sie glauben. Aus dem größeren fremden Unglück schöpfen wir gar oft Trost für unser eigenes, kleineres. Aber es bleibt eine traurige Sache und ist nicht besonders schmeichelhaft für die Menschenherz.“

Dramatischen Unterricht ertheilt.

„Warum geben Sie nicht dramatischen Unterricht?“

Daran hatte er noch gar nicht gedacht.

Er war mit seinen Ersparnissen nach Berlin gekommen, um das Kunstleben der Großstadt auch einmal auf der Höhe der Saison kennen zu lernen. Da er das seinen Winzchen auch nur einigermaßen entsprechende Engagement nicht fand, mußte er sich schon mit dem Gedanken vertraut machen, diesem Winter ganz aus Eigenem zu leben. Beim Ueberzählen seiner Baarschaft stellte sich aber heraus, daß es dazu kaum reichte. Und da hatte jemand diese Frage an ihn gerichtet.

Das war eine gute Idee und mit seiner Gewissenhaftigkeit wohl zu vereinigen. In acht bis zehn Monaten konnte er begabte Schüler schon flügge machen, und so viel, wie nötig war, sein Kapital zu ergänzen, ließ sich auf die Art leicht erwerben. Die Stunde drei Mark, gewiß eine bescheidene Forderung, jeden Tag nur eine Stunde, das machte — 30 mal 3 gleich 90 — sagen wir nur sechs Monate lang — schlecht gerechnet 500 Mark Zuzuschuß, damit ließe sich auskommen. Er mietete sich in Nordost ein hübsches, großes Zimmer; durch eine spanische Wand war für Schlafcabinet gesorgt — er konnte Besuch empfangen. Ein Schildbuden hatte er sich angefertigt, schwarze, glänzende Buchstaben, sauber aufgesetzt: Dramatischen Unterricht ertheilt C. Schlanglein. Das hing auf dem Hausflur in der Einwohnertafel und machte sich nicht übel.

Es fehlte nur an Schülern.

Und siehe da, sie kamen.

Gleich am zweiten Tage; er studierte gerade, welches Theater er heute als Freiberger unsicher machen sollte, da klopfte es.

„Herein!“

Eine dicke Frau mit braun und grün gewürfeltem Umhangtuchschien. An der Hand führte sie ein junges, häßliches Mädel.

„Juten Morjen! Bin ich hier recht bei den Herrn, wo for's Theater —“

„Ganz recht, mein Name ist Schlanglein.“

„Na, siehste, Male? Ich habe ne kleine Plättanstat in de Prinzenallee. Ich bin ja man 'ne ganz einfache Frau, aber mit seine Kinder will man doch jenne höher raus. Je nachdem! Da is nu mei Mädchen — seß' doch trabe, damit daß der Herr auch sieht, was for 'neb hübsche Fijur daß Du hast — meine Amalie, die will nu mit aller Gewalt unter's Theater jehn!“

„Hat Sie denn Talent?“

„Je nachdem — das is ja nu eben, wofor daß Sie sorgen sollen. Sehste, zu Hause macht sie ja allerhand Ein-

un mit de Dogen kann se klappern, da is 't Ende von weg; aber man weech doch nich, ob das doll jenug for der Viehne is. Da muß es doch so'n — so'n — haste nicht jesehn!“

„Freilich, ganz leicht ist die Sache nicht; wenn Ihre Tochter ebenso spricht wie Sie —“

„Nu, so schlant mit de Junge is je natürlich noch nich. Vor allen Dingen möchte id erst wissen, wat die Geschichte kosten kann.“

„Sie verpflichten sich vorläufig zu gar nichts. Wenn Ihre Tochter kein Talent zeigt, wäre es ja Unrecht, Ihnen Geld abzunehmen. Ich berechne im Uebrigen die Stunde mit drei Mark.“

„Is nich billig! Vorläufig möchte id iht mal jede Woche eene Stunde nehmen lassen; und Sie thun et ooch for eene Mark fufzig.“

„Liebe Frau —“

„Un denn besorgen Sie se bald 'ne Stelle, daß se unter Leute kommt. Wissen Se, so macht se doch teene Betanntschaft, aber bei's Theater — und denn, so feine Schangsonnetts, so französisch, die müßen Sie se bedirgen, ober ge nachdem!“

„Mark fufzig is woll zu wenig? Jott, sechs Mark der Monat —“

„Adieu!“

„Na, un id plät! Ihnen ooch!“

„Adieu!“

„Jott, dhun Se man nich so, Ihnen wer'n je ooch an die Keesette knabern! Komm, Male!“

Nein, auf die Art wollte er sich nicht einen Pfennig verdienen! Diese Zustimmung — Vorbereitungs-Kursus für Singeltanqel! es ist empören!

Nach einer Stunde klopfte es wieder.

Ein junger Mensch melbet sich. Er hat schon auf Liebhaberübungen gespielt und so Etwas wie Routine erworben; jetzt will er Berufsschauspieler werden. Er ist wirklich nicht ohne Talent, die Erzählung des Mortimer — Ich zählte zwanzig Jahre — kann er wie am Schnürden und zeigt die Gabe, seine Rede natürlich zu steigern. Aber er hat vorläufig noch kein Geld — die Eltern wollen erst die Ueberzeugung gewinnen, ob was aus ihm werden kann, und dann das bedungene Honorar zahlen. In zwei Monaten müßte sich das ja zeigen.

Der Lehrer ist nicht abgeneigt. Die einzige Auslage, die er zu machen hat, besteht in Zeit, und daran fehlt es ihm nicht.

„Und, Herr Professor, wie wär' es denn mit einem kleinen Stipendium?“

„Stipendium? Was verstehen Sie darunter?“

„Nun, eine kleine provisorische Unterstützung, damit ich ihn und wieder in Cafes verkehren kann und in Künstlerkneipen, das bildet doch!“

„Ach und die soll ich Ihnen —“

„Meine Eltern werden natürlich später —“

„Adieu!“

„In einigen Monaten muß es sich ja —“

„Bedenne seht, adieu!“

„Na denn nich!“

Schlanglein ist wieder allein. Ja, was glauben denn die Leute? So ein Bummelstübe — der —

„Herein!“

Ein hochgewachsener Bierziger, nicht modern, aber peinlich sauber gekleidet, den Bratenrock bis zum schneeweißen Stehstragen zugelüpfet, schiebt einen 5 bis 6jährigen Jungen mit blonden Locken vor sich herein.

Was soll das nun wieder?

Der Fremde nimmt mit Würde Platz.

„Ich sehe an Ihrem Blick, daß Sie erkant sind; ein so junges Geschöpf — aber es ist ein Wunderkind!“

Er spricht langsam, jedes Wort abwägend. Er hat rotte Haare, der schmale Schnurrbart ist schwarz gefärbt; es giebt seinem Gesicht etwas Uneheliches.

„Sie haben wohl kein Klavier zur Hand?“ — er sieht sich um — „auch keine Geige? die hätten wir eigentlich mitbringen können —“

Schlanglein wurde schon ungeduldig, der Mensch brauchte so viel Zeit für die ohnehin überflüssigen Worte.

„Mein Herr, das wäre unnötig gewesen —“

„Sie glauben mir auch so — natürlich! Theodor, singe dem Herrn etwas vor!“

Ehe Schlanglein es verhindern konnte, begann der Kleine mit bemerkenswerther Sicherheit zu träben, einige Lieder und Opernstellen, nicht übel zwar, aber zu welchem Zweck?

„Mit Gesangsstudien befaße ich mich leider überhaupt nicht.“

„Er kann auch bekannieren!“

„Wie eine aufgelegene Uhr produzierte das Wunderkind sich auch in dieser Form. Ohne Ausbruch, aber mit überraschend richtiger Betonung.

„Großartig, was? Ueber den Preis wollen wir schon einig werden. Ich

bente, dreißig Mark pro Monat für's Erste —“

„Die Summe —“

„Ist Ihnen zu hoch? Also — sagen wir — zwanzig!“

„Was, ich soll?“

„Sie zahlen mir vorläufig zwanzig Mark und Alles für den Knaben frei — Reife — Hotel — als Jmpresario verdienen Sie —“

Schlanglein triebbelte es in den Fingern: „Sie sind vollständig im Zerkthum — ich unterrichte nur Erwachsene, nehme — verstehen Sie? nehme 50 Mark für die Stunde! Derartige Geschäfte mache ich überhaupt nicht! Adieu!“

Der Wunderkater ließ sich nicht beirren: „Ausnahmsweise — zehn Mark! Nein? Aber, mein Herr, Sie stoßen Ihr Glück mit Füßen von sich; ich kann doch nicht ganz umsonst —“

„Ich bedauere wirklich — Sie bemühen sich ganz umsonst, adieu!“

„So — na, das ist etwas Anderes!“

Er ging, den Knaben wieder vor sich herführend; an der Thüre drehte er sich noch einmal um:

„Weil Sie es sind, also sagen wir, ganz umsonst! — nein? Dann — gehe ich — zu — Ihrem — Konkurrenten!“

Schlanglein hat nie erfahren, wer dieser Konkurrent war. Aber an anderen Tage las man an der Einwohnertafel nur: C. Schlanglein; verschwand war das: Dramatischen Unterricht ertheilt — Rudolf R e t h.

Japans moderne Civilisation.

Unter all' dem neumodischen Geschrei über Japan und die Japaner leuchtet wie eine Perle eine kleine Schrift hervor, die Dr. L. Lönholm, Professor an der Kaiserl. Universität zu Tokio, im Selbstverlag herausgegeben hat und die er durch die Hofberg'sche Hofbuchhandlung in Leipzig vertrieben läßt. Er nennt seine Arbeit „Japan's moderne Civilisation, ein Beitrag zur ostasiatischen Frage.“ Wir haben bereits bei einer früheren Veröffentlichung des Verfassers bemerkt, daß eine warme Theilnahme an der Entwicklung Japan's wo er nun schon seit sechs Jahren „den Reis des Landes“ ist. Lönholm die Feder führt und daß diese Empfindung ihn in eine polemische Richtung treibt, die bei der Beurtheilung seiner Ansichten in Betracht gezogen werden muß. Die Schrift Lönholms theilt diese Subjektivität übrigens mit fast allen neuern Veröffentlichungen, denen darum zu thun ist die Forderungen, die Japan in seinen Vertragsverhandlungen mit den Mächten aufstellt, zu fördern oder zu hemmen; die Objektivität Karl Rathgens, dessen Buch „Japan's Volkswirtschaft und Staatshaushalt“ grundlebend bleiben wird, ist seitdem nicht wieder erreicht worden. Wer die ausgesprochene Parteilichkeit, die Lönholm vertritt, thut der Beachtung, die seine Sachkenntniß als juristischer Berater und Lehrer der Japaner sowohl wie seine mit persönlichen Beobachtungen und Erfahrungen durchweichte Darstellung verdient, keinen Abbruch, und es ist ihm in seinem kleinen Werthen in der That gelungen, eine Lücke auszufüllen und ein kurzes aber klares Gesamtbild der japanischen Lebensverhältnisse zu entwerfen. Nach einer kurzen geschichtlichen Einleitung und einer Kennzeichnung der Civilisationsstufe des heutigen Japans führt der Verfasser uns das politische, gesellschaftliche und gewerbliche Leben des Landes in einzelnen Aufzügen vor, in denen er die staatliche Verfassung, Heer und Marine, die Finanzen, Handel und Industrie, Schifffahrt, Eisenbahnen, Post und Telegraphen, Landwirtschaft, Verwaltung, die Polizei, Gesundheitspflege, Rechtspflege, Gefängnisse, Erziehungsweisen und Presse in knappen Zügen charakterisirt. Wir geben einzelne Abschnitte daraus wieder.

Die wirtschaftliche Gefahr, die uns Ostasien droht, beurtheilt der Verfasser folgenbermaßen: „Wenn unserm Handel überhaupt eine Gefahr von den Ostasien droht, so kommt sie nicht so sehr von den 40 Mill. Japanern als von den 400 Millionen Chinesen. Der Chinese hat alle Anlagen zu einem erfolgreichen Kaufmann und ist schon jetzt im ganzen Osten, auch in Japan, der gefährlichste Konkurrent des Europäers. Wenn China sich die materiellen Errungenschaften der europäischen Völker zu eigen macht, so ist die kommerzielle Vorherrschaft der Chinesen auf den Märkten Ostasiens nur noch eine Frage der Zeit. Der japanische Kaufmannsstand ist noch erst in der Entwicklung begriffen, und hat noch nicht entfernt die gleiche Bedeutung für das nationale Leben wie etwa der deutsche oder englische „Merchant“. Der „Arindo“ — Händler — nahm von altersher in Japan eine sehr niedrige Stellung ein; er stand noch unter dem

Bauern und dem Handwerker, und der Samurai behandelte ihn mit der tiefsten Verachtung. Ein Stand, dessen erstes Ziel Gelderwerb ist, hat in einem Feudalstaat keinen Platz. Selbst gegenwärtig sind die Spuren seiner früheren Stellung noch nicht ganz verwischt. Die Arbeitslöhne sind in Japan niedrig, aber doch nicht so niedrig, als man in Europa gewöhnlich glaubt. So beträgt jetzt in Tokio der tägliche Lohn eines Handarbeiters 33 Sen (1 Sen jeht gleich 2 Pfennigen), eines Zimmermanns 55—60 Sen, eines Zimmersmanns 65—70 Sen, eines Mattenmachers 50 Sen u. s. w. Die Löhne im Lande sind freilich nicht unerheblich geringer. Sehr schlecht bezahlt sind noch die Arbeiter in den Spinnereien, nämlich 25 Sen für männliche, 15 Sen für weibliche Arbeiter. Die Befürchtung, welche man in Europa hegt, daß Japan mit seinen billigen Arbeitskräften Europa in der industriellen Entwicklung den Rang ablaufen werde, ist nicht begründet. Abgesehen davon, daß der Unterschied gar nicht mehr so groß ist, hat man dabei außer Acht gelassen, daß der japanische Arbeiter weniger Tagelohn leistet und nicht so ausdauernd ist, als sein europäischer oder vielmehr nordeuropäischer Genosse, und daß er zwar für manche Industrien hervortreten, für andere aber weniger brauchbar ist. Es wird sich deshalb auch zu Nutz und Frommen beider Theile eine Arbeitsteilung anbahnen. Was der Japaner besser liefern kann, werden wir von ihm, und was wir besser liefern können, wird er von uns kaufen. Und je tüchtiger der japanische Arbeiter wird, je mehr er durch den Weltverkehr moderne Bedürfnisse kennen lernt, desto höher werden seine Ansprüche steigen. Die billige Kuli-Arbeit wird aufhören, da die Leute mit dem Anwachen der Industrie eine bessere und lohnendere Beschäftigung finden werden. Ein schlimmer Fehler des japanischen Handwerkers der Gegenwart ist seine grundtägliche Unpünktlichkeit. Er will durchaus nicht anerkennen, daß er verpflichtet ist, die bestellte Arbeit auch wirklich an dem vereinbarten Zeitpunkt abzuliefern. Er verspricht bei der Uebernahme der Bestellung aus Höflichkeit alles, was man von ihm verlangt, aber er ist dann sehr erkaunt, wenn man die Erfüllung des Versprochenen fordert. Die Fremden fürden sich philosophisch in das Unabwehrbare, denn wird man nervös, so macht man die Sache dadurch nur noch schlimmer. Einer meiner Bekannten setzte eine Strafe von 5 Sen auf jeden Tag Verspätung, ist aber, als er dann wirklich 30 Sen abgab, in den Ruf eines „Warui hito“, schlechten Menschen, gekommen, für den Niemand mehr arbeiten will.“

Besonders interessant ist gerade im gegenwärtigen Augenblick, wo ja auch Deutschland mit dem Anschluß des Handelsvertrags auf seine eigene Gerichtsbarkeit, wenn vielleicht auch unter gewissen Vorbehalten, verzichtet hat, die Darstellung der japanischen Rechtspflege. Da heißt es: „Die japanische Civilprozessordnung wurde so genau der deutschen nachgebildet, daß man sie beinahe eine Uebersetzung nennen könnte. Man darf thatsächlich ohne Uebersetzung davon, daß gegenwärtig auf der langen Inselkette von Kiuikiu bis hinauf zur Grenze von Kamtschatka deutsches Civilrecht gilt. Eine wunderbare Erscheinung in der Weltgeschichte! Es spricht sehr für den hohen Werth dieses in Deutschland jetzt so stark angefochtenen Gesetzwerkes, daß es bei einem Antipodenvolke unter ganz verschiedenen Lebensverhältnissen so schnell Wurzel fassen und sich so lebenskräftig entwickeln konnte. Die gleichen Bahnen geht das vom Kotocker Prof. Dr. Köppler abgesetzte japanische Handelsrecht. Auch dieses ist seinem System nach deutsch, wenn es auch manche englische und französische Elemente in sich aufgenommen hat. Ebenso ist der neue Entwurf des Civilgesetzbuchs dem deutschen System viel näher getreten. Die engere Commission besteht aus drei juristisch hervorragenden Gelehrten, nämlich den Professoren N. Hōjumi, Tomii und Ume. Besonders der allgemeine Theil und das Forerungsrecht lehnen sich eng an den zweiten Entwurf des deutschen Gesetzbuchs an. Mit der Einführung des bürgerlichen Gesetzbuchs und des revidirten Strafgesetzbuchs, das jetzt von einem deutschen Ausschuß umgearbeitet wird, ist das große, von der japanischen Regierung unternommene Gesetzgebungswerk in der Hauptsache vollendet. Wie ich schon in meiner früheren Arbeit über Japan erwähnt habe, können die modernen Gesetze Japans im allgemeinen als genügende Unterlage für eine gute Rechtsprechung betrachtet werden. Justiz und Verwaltung sind völlig von einander getrennt. Die Verfassung und Organisation der Gerichte ist ge-

regelt in dem nach deutschem Muster ausgearbeiteten Gerichtsverfassungsgesetz. Darnach gibt es Amtsgerichte, Landgerichte, Oberlandesgerichte und das Reichsgericht in Tokio. Die Zahl der Amtsgerichte beträgt 299, der Landgerichte 48, der Oberlandesgerichte 7. Die Amtsgerichte sind mit Einzelrichtern besetzt, die übrigen Gerichte sind Kollegialgerichte. Die Zuständigkeit in Civilsachen zeigt fast gar keinen Unterschied vom deutschen Gesetz, mit der einzigen Ausnahme, daß gegen die in der Berufungsinstanz erlassenen, nach deutschem Rechte unanfechtbaren Entscheidungen der Landgerichte nach japanischem Recht noch Revision an das Oberlandesgericht zulässig ist. Die Zahl der Richter am Reichsgericht beträgt 31, an den Oberlandesgerichten 106, an den Landgerichten 472 und an den Amtsgerichten 676. Die Zahl der Rechtsanwälte im ganzen Lande beträgt 1410, eine niedrige Zahl, die sich aber hinlänglich daraus erklärt, daß die Bauern Japans noch nicht von der Prozeßsucht der europäischen Landbevölkerung ergriffen sind. Ich fürchte fast, daß die Gegner Japans daraus ein Argument gegen die Civilisationsfähigkeit der Japaner herleiten werden. Die Anstellung der Richter erfolgt auf Lebenszeit, sie beziehen ein festes Gehalt und können nur unter gewissen gesetzlichen Voraussetzungen abgesetzt werden. Die Vererbung dagegen ist schon zulässig, wenn irgendwo im Lande eine Stellung gleicher Art frei ist, also thatsächlich unbeschränkt. Das Mindestgehalt des Richters ist 480 Yen (ungefähr 2000 M.) und das Gehalt des Reichsgerichtspräsidenten 6000 Yen (25.000 M.). Eine Richterstellung bekleiden kann nur, wer die vom Staate vorgeschriebenen zwei Prüfungen bestanden hat. Zwischen der ersten und zweiten Prüfung müssen mindestens drei Jahre inneliegen. An die Stelle der ersten Staatsprüfung kann die Abgangsprüfung der Universität treten. Daß der japanische Richter als genügend befähigt zur richtigen Anwendung der modernen Gesetze angesehen werden muß, habe ich schon in einer früheren Schrift über Japan ausführlich dargelegt.

Wie die Rechtspflege sind auch die meisten übrigen Staatsinrichtungen Japans dem deutschen Vorbilde nachgebildet oder doch in ihrer Gestaltung stark von ihm beeinflusst worden. Das erstreckt sich bis auf die Polizei hinab, deren vortreffliche Organisation dem fremden Besucher Japan's sofort ins Auge fällt. Auch sie ist das Werk eines Deutschen, des Berliner Polizeihauptmanns v. Höhn. Zum Schluß ein lustiges Beispiel dafür, mit welcher musterhaften Gewissenhaftigkeit der japanische Schutzmann zu Werke geht. Dr. Lönholm schreibt: „Vor Jahren bestand die deutsche Colonie in Tokio aus fast sechzig meist akademisch gebildeten Mitgliedern, die in dem geistvollen damaligen deutschen Gesandten Dr. v. Holleben ihre natürliche Spitze fanden. Zu dieser Zeit herrschte ein frisches, fast studentisches Leben in der Colonie, und die Stunden, in denen sich die Deutschen trennten, waren oft bedenklich spät. Einer von ihnen pflegte regelmäßig allein zu Fuß nach Hause zu gehen, und dieser Fuß war oft recht schwankend. Er kam aber immer glücklich heim. Eines Abends mochte er doch zu viel des Guten gekostet haben und schlief unterwegs unter den Maturubäumen der Shogunfeste ein. Ein Polizist fand den Schläfer, hob ihn auf, setzte ihn behutsam in eine Kuruma und fuhr ihn in seine Wohnung, die der Schlaftrunkene glücklicherweise noch anzugeben vermochte. Dort lieuerte er den inzwischen fest eingeschlummerten Fremdling an den Kopf des Hauses gegen Empfangschein ab. Dieser merkwürdige Schein hatte, wie später festgestellt wurde, etwa folgenden Wortlaut: „Hiermit betenne ich, Sanjuro Matsuwata, daß heute früh 4 Uhr 15 Minuten mein Danna (Herr), der Deutsche A. B., von dem Polizeimann Jiro Ohta in trunkenem Zustande, aber sonst wohlbehalten an mich richtig abgeliefert und von mir in Empfang genommen worden ist. Tokio, im 22. Jahre Meiji, am 10. Tage des ersten Monats. Sanjuro Matsuwata.“ (Stempel.) Erinert das nicht an die schönen Zeiten des deutschen Studentenlebens? Kein Heidelberger Nachtmäucher hätte besorgter um den Muffensohn der Redarfabrik sein können, als dieser brave Polizeimann des fernen Ostens um den Fremdling, der die Gebürche Altheidelberg's in die Stadt der Shogune zu verpflanzen sich so erfolgreich bestrebt hatte. Und da wirkt man dem Japaner Fremdenhaft vor!“

Man schätzt, daß zur Zeit etwa 18.000.000 Stimmgeber im Lande leben, davon werden aber höchstens 75 Prozent stimmen. Bei der letzten Präsidentschaft wurden 12.110.636 Stimmen abgegeben.